Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 7: Schulprobleme

Artikel: Jota
Autor: Wilker, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162869

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

falten können. Im andern Fall ist alles Lehren und Lernen tot. Ohne Autorität geht kein Unterricht ab, aber man wird mehr eine innere als eine äussere Autorität anstreben. Im übrigen ist kein Gelingen möglich, ohne dass auch der Schüler das Seine beiträgt. Man muss die Schlaffheit und Bequemlichkeit bekämpfen, die sich heute unter den Schülern breit macht. Aneignung von Wissen ist immer mit Anstrengung verbunden. Auch eine faszinierende Dichtung liest sich nicht «wie ganz von selbst». Und «l'allemand sans peine», «el alemán sin esfuerzo» – das gibt es nur auf dem Umschlag von Sprachlehrbüchern!

[1] Vgl. Klaus Gerth, «Lernziele im Literaturunterricht der Schule», in der Zeitschrift «Sprache im technischen Zeitalter», 44/1972, S. 293. – [2] Schweizer Monatshefte, Oktober 1972, S. 526–534. – [3] Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1972. – [4] Typus A: Gymnasium mit obligatorischem Latein und Griechisch. Typus B: Gymnasium mit obligatorischem Latein und Englisch. Typus C: Gymnasium ohne Lateinobligatorium, mit Betonung der modernen Fremdsprachen und der Naturwissenschaften. Im Typus B und C kann statt Englisch auch Italienisch gewählt werden.

GERTRUD WILKER

Jota

Dieser Tage erscheint die neue Erzählung «Jota», aus der wir als Vorabdruck den nachfolgenden Abschnitt bringen (Flamberg Verlag, Zürich)

Wir haben unseren Kindern viel zuliebe getan. Aber sobald sie einmal so gross wie wir geworden sind und keine Kinder mehr, sind wir mit unserer Liebe ratlos. Wir verstehen nicht, was sie wollen. Unsere Ratschläge gelten nichts bei ihnen, sie leben mit uns zusammen, und doch entschwinden sie aus unserem Leben von Tag zu Tag.

Das Mädchen, das zu uns gekommen ist, steht im selben Alter wie unsere grossen Kinder, es hätte unsere leibliche Tochter sein können. Es ist ein fremdartiges Mädchen, eines mit besonderen Augen, eines, an das man denkt, wenn es draussen finster wird. Manche von uns hätten die Hand ins Feuer legen wollen, dass nichts Ungutes an diesem Mädchen sein könne, und hätten am liebsten gehabt, wenn es bei uns geblieben wäre.

Die beiden sitzen und schweigen und sehen durch die Fensterwand Fran-

ziskas Katze hinter dem Haselstrauch vorschnellen mit einer Maus zwischen den Kiefern. Sie lässt sie los, aber die Maus rennt nicht weg, sondern sitzt und zittert und piepst ein wenig, und jetzt holt sie die Katze wieder zu sich heran, wirft sie in die Luft, fängt sie auf und rennt mit ihr ins Gebüsch zurück.

Arme Maus, sagt Franziska. Vor Angst tut sie noch dümmer als gewöhnlich. Unsere Katze ist ein Luder.

Die Katze ist unschuldig, und die Maus ist auch unschuldig, sagt Jota.

Franziska fragt, also findest du mich kindisch? Ich bin sechzehn geworden.

Lieben und gerecht sein geht nicht zusammen, hat Jota geantwortet.

Du kommst mir erwachsen vor, wie alt bist du, Jota? fragt Franziska.

Älter als du, antwortet Jota. Dafür bist du gut in der Schule, oder?

Weisst du, sagt Franziska, in der Schule halten sie uns vom Leben ab. Dabei möchte ich endlich leben lernen.

Ja, antwortet Jota, das können sie euch in der Schule nicht beibringen.

Willst du vielleicht ein Bad nehmen?

Jota sagt, ein Bad hätte ich gern genommen, wenn es geht, und Franziska läuft ins Badzimmer und Jota kommt nach und zieht sich schon aus, während das Wasser einfliesst. Sie ist sonnengebräunt. Franziska schaut zu, wie Jota dasteht, sie wartet, dann fragt sie: schämst du dich nicht vor mir?

Warum, fragt Jota, sonst müsste ich mich auch in den Kleidern vor dir schämen.

Wir legen Wert auf anständige Bekleidung. Unsere unbekümmerten Kinder machen uns verlegen, wenn sie sozusagen nackt nebeneinander an der Sonne liegen im Sommer. Uns wird ganz schwindlig vor lauter Brüsten, Beinen und Bauchnäbeln. Wir verstehen unter Unschuld etwas anderes als sie, etwas, das man unbedingt hat verlieren wollen, und jetzt finden wir es nicht mehr.

Vor dem Mädchen, das eines schönen Morgens zu uns gekommen ist, sind wir uns voreinander weniger schuldig vorgekommen, wir haben Vertrauen zu den andern bekommen. Dabei sind wir für gewöhnlich voller Misstrauen gegeneinander, als ob wir uns nichts angehen würden.

Aber ich kenne euch, wie ich mich selber kenne. Jeder von uns besitzt in seinem Mitbürger einen Stellvertreter, wir gehören zusammen, und ich stehe euch so nah, dass ich nicht sagen kann, ob das, was ich für euch fühle, Liebe sei oder etwas anderes, und früher ist es vorgekommen, dass ich mich für euch schämte, wie wenn ich allein für das verantwortlich gewesen wäre, was wir alle falsch machten.

Soll ich das Badzimmer abriegeln? fragt Franziska. Wegen Mutter, sie könnte denken, dass wir etwas Schlimmes machen.

Weil ich im Bad liege und du siehst mir zu?

Franziska wird verlegen, sie sagt, ich möchte nicht, dass sie etwas Schlimmes denkt, es würde alles verderben.

Jota muss lachen. Lass die andern denken, sagt sie. Die Gedanken anderer Leute können dir nichts tun.

So wie du möchte ich sein, sagt Franziska. Du kommst mir wie ein Wunder vor. Obschon ich nicht mehr an Wunder glaube.

Oh aber ich, ruft Jota, daran glaube ich.

Sie steigt aus der Wanne und schüttelt sich. Die beiden müssen lachen, weil Jota sich benimmt wie ein nasser Hund, die Beine schlenkert und die Arme verwirft und die Wände bespritzt. Franziska freut sich an ihrem eigenen Lachen, es steigt aus dem Magen, zieht durch die Brust in ihre Kehle und kommt fast wie ein Lied aus ihrem Mund.

Dir nehme ich nichts übel, erklärt Franziska, dir könnte ich nichts nachtragen, und wenn du meine Schwester wärst, zum Beispiel –

Ich habe drei Brüder und eine kleine Schwester, sagt Jota, und ich habe sie gern gehabt, nur dass es mich eben fortzog. Wenn ich zufällig wieder einmal zu Hause vorbeikomme, sagen sie, wir haben dich aber vermisst, und Mutter will wissen, ob ich dableibe, und um sie zu trösten, singe ich etwas. Aber dann zieht es mich wieder.

Inzwischen hat sich Jota angezogen und geht mit Franziska ins Wohnzimmer zurück, und dort singt sie

auf die Dauer, lieber Schatz
ist mein Herz kein Ankerplatz

immer dasselbe, bis Franziska sagt, du hör auf. Das gefällt mir nicht.

Warum nicht, fragt Jota.

So ein Kitsch, antwortet Franziska.

Kitsch habe ich gern, lächelt Jota.

Und Franziska wird rot und sagt, als ich gestern abend vor Papas Gästen hier im Wohnzimmer auf einmal angefangen habe

nobody knows the trouble I've seen
glory halleluja

zu singen, weil ich plötzlich Lust gehabt habe, das zu singen, hat Papa den Kopf schräg gelegt und auch Kitsch gesagt. Dann ist mir übel geworden, und ich lief davon und habe mich übergeben müssen, und bis heute morgen ist es mir davon noch schlecht gewesen, und jetzt habe ich dich gekränkt, nicht?

Neinnein, antwortet Jota, so ein Wort tut mir nicht weh.

Sie packt die Gitarre auf den Reisesack, und Franziska fragt: gehst du schon?

Ja, sagt Jota.

Warum so plötzlich?

Es zieht mich, sagt sie.

Also falls du zufällig Geld brauchst –

Nein, antwortet Jota, ich verliere es nämlich nur.

Dann macht sie die Haustür auf und geht durch den Garten weg, und Franziska schaut ihr noch nach.

An diesem Mädchen liegt uns etwas. Zum Beispiel Zehnder hat ihm aus seinen weit herum gerühmten Gartenkulturen Chrysanthemen überreicht, und das Mädchen hat ihn dafür umarmt, und hinterher hat es die Prachtsexemplare einem Tramführer geschenkt, der über Durchzug in seinem Führersitz klagte, und der hat damit nichts anfangen können und hat sie seiner Frau heimgebracht, und natürlich hat sich Zehnder darüber beklagt.

Was wir Jota bis jetzt an Geld etwa zugesteckt haben, hat sie weitergeschenkt. Es fällt uns ziemlich schwer, das zu verstehen. Trotzdem haben wir das Mädchen hier bei uns empfangen, wie wenn es eine von uns gewesen wäre, eine wie wir alle, mit Berufssorgen und Zukunftsplänen, föhnempfindlich.

Auch ich bin wetterabhängig. Der Föhn macht unverträglich. Man entdeckt Feinde an Föhntagen. Aber sonst sind wir gewöhnliche Menschen, verschieden klug, verschieden alt, überhaupt voneinander verschieden, abgesehen von allgemein menschlichen Eigenheiten wie Todesfurcht, Besitzhunger, Bequemlichkeit und Nachträgerei.

Und Jota mit ihrem besonderen Blick hat uns keine Vorwürfe gemacht, dass wir so sind, wie wir sind, gutgenährt, vorsichtig, schweigsam und manchmal ohne Musikgehör und mit einem wetterwendischen Gemüt und begabt fürs Zinsrechnen und daneben auch dankbar für Freundlichkeit. Jota hat in uns Vertrauen gehabt. Sie hat uns fröhlich gegrüsst, und wir freuten uns über ihren Gruss und haben uns nicht geschämt über unsere Freude.

Dann ist etwas in Franziska gefahren, sie ist nicht mehr die, von der die Lehrer schwärmten. Franziska pfeift jetzt auf die Schule, das hängt mit Jota zusammen, und ohne Jotas Auftreten im Bahnhof wäre Franziska nicht so besessen gewesen.

Auf unseren Bahnhof sind wir alle sehr stolz.

Er ist den Anforderungen des internationalen Eisenbahnverkehrs entsprechend umgebaut worden. Die alte Bahnhofhalle und die Bahnhofsuhr haben sie abgerissen, und die Pensionierten haben sich den Staub der gefällten Mauern aus den Augen reiben müssen, es hat ihnen leid getan um die alte Halle, weil sie dort zu ihrer Zeit Abschied genommen haben, wenn sie weggefahren sind, und weil die Abschiede und die Wiedersehensfreude mit den kaputten Mauern zusammen im Staub aufgeflogen sind.

Dafür sieht unser Bahnhof jetzt aus wie andere moderne Bahnhöfe in wichtigen Städten heutzutage. Billettautomaten haben wir, Schliessfächer,

eine Stehbar, Coiffeursalons für Damen und für Herren, ein grosses Bahnhofbuffet erster und zweiter Klasse mit Bankettsälen, ein Modegeschäft, einen Blumenladen, eine Parfümerie und eine Expressschuhsohlerei und drei Zeitungskioske und das meiste davon unterirdisch, und auf einer zweispurigen Rolltreppe fährt man zum Bahnhofvorplatz hinauf ans Tageslicht, direkt vor die Bushaltestelle 4 und 7. Und keiner würde denken, dass unsere Stadt etwas Besonderes sei, wenn er den neuen Bahnhof sieht.

Am Abend wird er von Strassenkehrern sauber gemacht. Er soll gepflegt aussehen, für die, die ankommen, denn ein Bahnhof ist die Visitenkarte eines Ortes, und darum wird es nicht gern gesehen, dass Jota gegenüber dem neuen Sofortcafé singt. Jeden Abend singt sie dort.

Es macht einen merkwürdigen Eindruck.

Die Reisenden stehen für einen Moment still und hören halbwegs zu und sagen, die spinnt. Oder sie ärgern sich, dass unsere Polizei Jota das öffentliche Singen nicht verbieten will hier unten, wo man in Ruhe einen Teller Kartoffelsalat mit St. Galler Schüblingen essen möchte, bevor der Zug nach Konolfingen fährt, nach Oberburg und nach Schönbühl.

Einige freuen sich über Jotas schöne Stimme.

Und es ist so, wie ihre Lehrer behaupten: Franziska läuft dieser Jota nach. Sie fährt mit ihrem Motorvelo zum Bahnhof und wartet in der Unterführung, bis Jota auftaucht. Sie schwänzt deswegen am Freitagabend die Physikübungen von sechs bis sieben, und zum Nachtessen geht sie auch nicht nach Hause, und sie lächelt zu Jota hinüber, während diese singt, und sobald Jota sie ansieht, bekommt Franziska ein sonderbares Gesicht. Es kann zehn Uhr nachts werden, bis Jota weggeht und Franziska heimfährt, aber ihre Eltern haben bis jetzt nichts dazu gesagt, sie wollen zuwarten und lassen ihrer Tochter diese harmlose Freude, das werde abflauen, meinen sie.

Dann sind im Gymnasium Schmierereien an den Korridorwänden und auf den Treppen und auf den Pultdeckeln gefunden worden, vom Rektorat nicht bewilligte Aufschriften, nur ein Wort, wenn man genau sein will, und der Rektor will herausfinden, wer das getan hat und was dieses Wort JA bedeuten soll. Zweimal in der Nacht muss der Abwart eine Runde durchs Schulhaus machen und alle Türen prüfen, ob sie geschlossen seien. Am Morgen ist er unausgeschlafen, der Abwart, und misstraut allen, die ihm guten Morgen sagen, denn jeder von den sechshundert Schülern ist für ihn ein Verdächtiger.

Die Schmierereien finden wir nicht schlimm. Aber dass einem Verbot zuwidergehandelt wurde, das haben wir schwer genommen, so etwas sehen wir nicht gern, es macht uns unsicher, wir fangen an zu glauben, der feste Erdboden unter unserem Haus fange an zu zittern.

Anfang Oktober hat der Abwart Franziska gestellt. Sie hat zugeben müssen, dass sie mit einem Nachschlüssel zum Heizraum am Morgen zwischen drei und vier ins Schulhaus eingedrungen sei, dreimal im ganzen, und mit blauer Farbe das Wort überall angepinselt habe, und der Rektor fragte: was ist denn an diesem Wort eigentlich dran?

Es ist ein Schlüsselwort, hat Franziska erklärt, wenn man es liest, geht einem etwas auf.

So, hat der Rektor gesagt, ein Schlüsselwort.

Und zum Abwart hat er gesagt: das geht zu weit. Wenn Schülerinnen Nachschlüssel machen lassen, muss man von Kriminalität sprechen, in Gottes Namen, hat der Rektor zum Abwart gesagt, da darf man nicht seine Sympathie sprechen lassen, für solche Fälle ist das Schulreglement zuständig.

Jajaja, hat der Abwart zugestimmt und sich geschämt, dass er sein Herz klopfen hörte trotz seines lauten Ja.

Unbefugtes Betreten des Schulhauses nach Schulschluss wird geahndet, steht im Schulreglement, aber die Frau des Abwarts behauptet, Schulreglemente streuen Gift in die Schulzimmer, die Kinder schleckten an dem Gift, und dann schnappe die Falle zu und sie würden dafür bestraft, dass man ihnen Gift gestreut habe.

Nimmst du etwa Franziska in Schutz? fragte der Abwart seine Frau. Dann bist du aber eine schlechte Menschenkennerin.

Mir sagt es das Gefühl, ob eine Schlechtes oder Gutes im Sinn hat, antwortete die Abwartfrau, ich spüre das, und du spürst nichts, du kombinierst und ziehst Schlüsse mit dem Verstand, und es ist nicht gesagt, dass dabei die Wahrheit herauskommt, und für dich ist das blaue JA, das über Nacht erschienen ist, ein Geschmier, aber für mich ist es ein Schlüsselwort, das etwas verkündet.

Der Abwart hat seine Frau erstaunt angeschaut und gesagt, warum sie nicht begreifen wolle, dass für ihn dasselbe wahr sein müsse, was für den Rektor wahr sei? Er bekleide hier nur die Stelle eines Abwarts.

Sie haben dann Franziska vorläufig vom Unterricht dispensiert. Jetzt ist sie in einem Internat untergebracht. Gut versorgt ist sie dort.

Sie schreibt kein Wort nach Hause. Niemandem schreibt sie. Sie ist verschwiegen geworden. Nicht einmal Jota will sie sehen, ihre Eltern haben ihr angeboten, Jota am Besuchssonntag mitzunehmen.

Nein, hat Franziska am Telefon geantwortet, es ist nicht nötig. Ich lasse sie grüssen, es geht mir gut, es geht mir nämlich wirklich gut.

Ein Internat sei kein Gefängnis, haben wir gedacht, sie dürfe reiten, Tennis spielen, segeln, und Franziska brauche nur ein bisschen Abstand zu dem, was ihr passiert sei, dann werde Gras darüber wachsen und niemand werde ihr etwas nachtragen.

Gras wird darüber wachsen, haben wir gesagt und haben dem Rektor recht gegeben und wehret den Anfängen, haben wir ihm nachgeplappert.

Und als es dann so gekommen ist, wie es kam, sind unsere Kinder traurig an Franziskas Grab gestanden und haben

nobody knows the trouble I've seen

gesungen, und es hat uns selber auch um Franziska leid getan, und wir haben uns gefragt, was dieser Tod zu bedeuten habe.

KARL E. BIRNBAUM

Eine Zukunft für die Neutralität in Europa?

Einleitung

In der elementarsten und geläufigsten Bedeutung des Wortes heisst Neutralität: sich fernhalten von einem bestehenden oder möglichen Konflikt[1]. Im politischen Rahmen Europas der letzten Jahrzehnte bedeutete Neutralität eines bestimmten Landes gewöhnlich Nichteinmischung in den Kalten Krieg, verbunden mit Versuchen, seine Aktionsfreiheit so gross wie möglich zu halten in der Absicht, sich aus einer möglichen bewaffneten Auseinandersetzung herauszuhalten. Die Nachkriegssituation in Europa lässt vermuten, dass in den spezifischen Umständen, die im Alten Kontinent während des grössten Teils der Nachkriegszeit vorherrschten, eine neutrale oder blockfreie Option nur denjenigen Ländern offen war, welche im Kalten Krieg nicht selbst wesentliche Mitspieler waren. Da Europa das Hauptkonfliktgebiet zwischen Ost und West war und die Neutralität nicht nur Konflikte voraussetzt, sondern auch ein Minimum an Gleichgewicht zwischen den streitenden Parteien[2], waren die Politiker geneigt, die Neutralität irgendeines grösseren Teils von Ost- oder Westeuropa (oder Entwicklungen, die dazu führten) als Bedrohung der «Stabilität» des vorhandenen Konfliktsystems aufzufassen. Während beide Seiten verbal der Suche nach